[s.n.]

Autor(en): **Richard, Jean-Paul**

Objekttyp: **Illustration**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **102 (1976)**

Heft 21

PDF erstellt am: **27.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Elefanten auf den Stosszahn gefühlt

Das Schöne an einem zoologischen Garten ist: man kann dort fremdländische Lebewesen kennenlernen. Ursprünglich war das der einzige Zweck solch' einer Einrichtung. Inzwischen sind Forschung und Zucht dazugekommen, und manche Tierarten wären ohne zoologische Gärten, wo sie sich ungefährdet fortpflanzen können, bereits ausgestorben. Der gewöhnliche Mensch aber geht in den Zoo, weil er dort Tiere sehen möchte. Und seinen Kindern zeigen, wie viel vornehmer das Benehmen des Vaters am Familientisch ist als das Treiben der Affen auf dem Felsen. Selbst wenn beide einander peinlich ähnlich sind.

Der Basler zoologische Garten, im Volksmund Zolli genannt, hat seit Jahrzehnten enge Kontakte zur Basler Presse. Monatlich einmal lädt er sie ein, um Neues in seinen Gehegen vorzustellen, und die Presse berichtet dann darüber. Das Verfahren hat sich bewährt: es füllt den Zeitungen eine Spalte und dem Zolli seinen Garten. In der Tierwelt gibt es mancherlei Zusammenarbeit ähnlicher Art, zum Beispiel zwischen Rindviechern und kleinen Reihern, die ihnen das Ungeziefer aus der Haut picken. Oder zwischen Krokodilen und Vögeln, die ihnen die Zähne putzen. Wer in Basel das Rindvieh ist oder das Krokodil, wollen wir nicht näher erörtern. Von Fall zu Fall wechseln da die Aspekte.

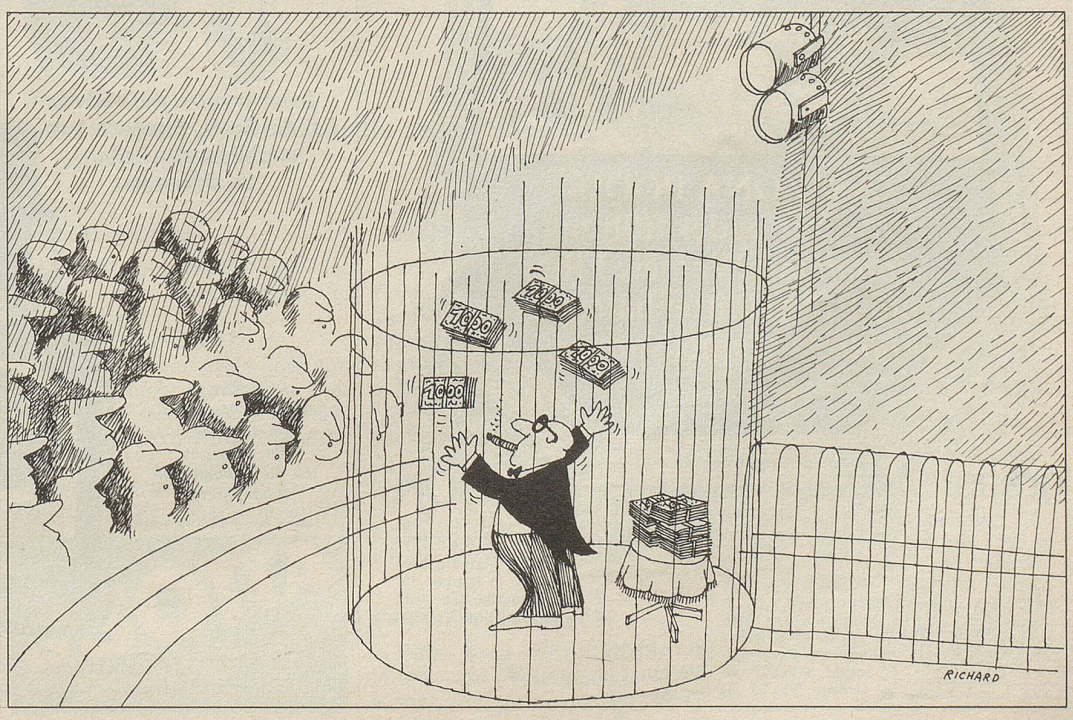
Dieser Tage bekam die Presse im Zolli keine neuen Tiere oder neu ausgebaute Anlagen gezeigt, sondern ein junges Ehepaar. Einen schlanken Mann mit blondem Lockenkopf, der Iain heisst (der Mann), und eine ebenso schlanke Frau mit langem, dunklem Haar und einer ungeheuer ausdrucksvollen Stubsnase, die auf den Namen Oria hört (die Frau). Hinten heissen beide Douglas-Hamilton. Sie gehen einem merkwürdigen Berufe nach: sie fühlen wilden afrikanischen Elefanten auf die Stosszähne. Nicht nur von weitem mit dem Teleobjektiv. Sie haben vielmehr lange Zeit mit Elefanten in der Gegend des Manyara-Sees, der südöstlich des berühmten Ngorongoro-Kraters liegt, engstens zusammengelebt.

Elefanten sind riesengrosse Tiere, die gut und gern um die vier Tonnen wiegen (pro Stück). Aber bis vor ein paar Jahren wusste man von ihnen nahezu nichts Genaues. Das darf einen nicht wundern. Wissenschafter ziehen es meist vor, in vorzüglich eingerichteten Labors zu arbeiten, nach ortsüblichen Arbeitszeiten und zu geregelten Löhnen, wobei die grössten Gefahren von den Reizen ihrer Laborantinnen ausgehen. Deshalb sind wissenschaftliche Probleme, die man im Komfort eines Labors in Reichweite der behaglichen Wohnung lösen kann, stark bevorzugt. Elefanten eignen sich nicht für die Haltung im Labor, zumal es dort viel Keramik gibt und man bekanntlich Elefanten nicht in einen Porzellanladen mitnehmen soll. Elefanten muss man vielmehr dort untersuchen, wo sie wild vorkommen. Nämlich im afrikanischen Busch. Und dort ...

Also die wissenschaftliche Arbeit, die Iain und Oria ausübten, war etwas anstrengend. Da versank der Geländewagen im Schlamm und musste in Stunden mühevoller Arbeit ausgegraben werden. Da musste Oria in dünnen Sandalen durch den nächtlichen Wald wandern, in dem es von allerlei Getier raschelte, und nachher erfuhr sie, dass auch ein menschenfressender Löwe sich dort herumtrieb. Da musste sie, um überhaupt Möbel zu haben, sie aus amerikanischen Transportkisten selber bauen. Da musste sie hin und wieder eine Schlange aus dem Gemüsekörblein in der Küche vertreiben, und was der täglichen und nächtlichen Ueberraschungen im Busch noch mehr sind. Jeder Komfort, den sie nicht selber baute oder herbeischleppte, zeichnete sich durch völliges Fehlen aus. Zur Hauptsache aber arbeitete Oria mit ihrem Mann zusammen bei der Erforschung der Verhaltensweisen der Elefanten, die dort herum lebten und völlig ihre eigenen Wege gingen.

Dass ich von Oria Douglas-Hamilton schreibe, kommt daher, dass ich mit ihr zu Mittag ass. Ich habe ein Faible a) für schöne Frauen, b) für interessante Frauen, c) für gescheite Frauen, d) für brauchbare Frauen. Normalerweise benötigt es mindestens vier Frauen, um diese vier Eigenschaften gemeinsam zu finden. Bei Oria sind sie in einer einzigen Frau vereint, und daher tat es mir ungemein gut, als ich neben Oria auf der Terrasse des Zolli-Restaurants sitzen und einen Teller mit Poulet und Salaten verspeisen konnte. Sonst sind Poulets nicht meine Leibspeise, aber neben Oria hätte ich vielleicht sogar Cottage Cheese gegessen, was eine Speise ist, die selbst einen wetterharten Weltreisenden wie mich in die Flucht schlägt.

Oria ist eine jener Frauen, denen ihr Geschick nicht in die Wiege gesungen wurde. Zwar stand die in Ostafrika, aber ihre französische Mutter und ihr italienischer Vater hatten natürlich andere Absichten mit ihrem Töchterlein. Sie schickten es in eine gute Schule, wo Oria prompt hinausflog, weil sie einen Streik gegen das schlechte Essen und die miese Unterkunft anführte. Dann versuchten sie's nochmals und sandten sie von Afrika nach Rom und Paris auf vornehme Internate, in denen sich Oria fast zu Tode gähnte, worauf sie sich in St-Germain-des-Prés zu Füssen von Jean-Paul Sartre setzte und seine Philosophien anhörte. Nicht lange ging's, und sie entwarf modische Kleider in afrikanischen Mustern, lernte fotografieren und filmen und wirkte in Ostafrika als Anführerin einer Safari von Managern aus der Werbebranche. Und dann lernte sie einen jungen Mann kennen, der in schlechtsitzenden, weil geliehenen Kleidern hereingeschneit kam. Das wurde dann bald darauf ihr Mann Iain. Zwei Kinder haben Oria und Iain auch, die beide zwischen den Elefanten aufwachsen und Mara und Saba heissen. «Beide sind Weibchen», sagte Oria. Man gewöhnt sich derlei an in der zoologischen Arbeit.

Vielleicht wundert's Sie, dass ich nicht mehr von den Elefanten schreibe. Das brauche ich aber gar nicht, denn Oria und Iain Douglas-Hamilton haben das selber besorgt, indem sie ein ganz unerhört gutes Buch «Unter Elefanten» schrieben. Darin können Sie alles lesen, was die beiden an Neuem über ihre Forschungssubjekte herausgefunden haben, und was sie dabei erlebten (die Forscher und die Elefanten). So richtig eine Lektüre für einen sehr warmen Tag, der Ihnen auch noch das Gefühl von Afrika schenkt ...

Iain und Oria Douglas-Hamilton: Unter Elefanten. 264 Seiten, reich illustriert. R. Piper & Co., Verlag, München.